

Von E. Blant.

Wir saßen im Rauchzimmer eines uns wohlbekannten Hotels, unserer zehn, alle Reisende verschiedener Branchen. Das Gespräch war auf Geistesgeschichten gekommen, und ich konnte ein Gähnen nicht unterdrücken.

Der dicke Reisende sprach unaufhaltsam weiter: „Meine Meinung ist, daß die besten Geistes- und Gespensterromane bereits geschrieben worden sind, der Stoff ist erschöpft, und was heute zieht, ist der Realismus.“

„Das kann man nie wissen.“ bemerkte ein älterer Herr, „der Geschmack des Publikums wechselt auf allen Gebieten und ist überall gleich und unbefähigt. Nehmen Sie einmal mein Geschäft — Galanteriewaaren. Heute wissen Sie noch nicht, wonach morgen gefragt wird. Bald ist es ein besonders gefärbtes Glas, bald eine unmögliche Lederart, heute Tabakretze, die Form und Farbe eines roten Koteletts haben, und morgen wieder eine andere absurdität.“

„Das hängt ganz von Ihnen ab.“ meinte der dünne junge Mann im Rauminwinkel. „Wenn Sie das richtige Zeug haben, können Sie jeden Artikel in die Mode bringen, und mit Geschichten ist es daselbe, seien es nun Geistesgeschichten oder realistische Erzählungen.“

„Ich selbst glaube keine Geistesgeschichten.“ begann der dicke Herr wieder, „aber ich muß Ihnen doch eine höchst seltsame Geschichte erzählen, die einer Verwandten, der Tante meines Schwagers, passiert ist.“

Wir bemühten uns vergeblich, ihn von diesem schrecklichen Vorhaben abzubringen. Ich verließ schließlich das Zimmer, und als ich nach längerer Zeit wiederkam, war er noch lange nicht fertig.

„Sehr gute Geschichte.“ sagte der festsche, kleine Reisende beim Ramin. Während des Nachmittags war er sehr schweigsam gewesen, und während wir unsere Korrespondenz erledigten, hatte er sich den besten und bequemsten Platz gesichert.

„Sehr gute Geschichte.“ wiederholte er. „Aber ich nenne das nicht realistisch. Sie sagen uns nicht, wann und wo es geschah, wie das Zimmer aussah, in dem es sich zutrug, was vorher und was nachher geschah. Nicht, daß ich im geringsten an Glaubwürdigkeit der Erzählung Ihrer nahen Verwandten zweifle, aber ich höre gern einen Mann erzählen, was er selbst erlebt hat.“

„Ganz mein Fall.“ sagte ein anderer Herr. Der dicke Reisende schneuzte sich ostentativ.

„Aber.“ bemerkte der Herr mit dem Schatzgeschicht, „dank der fortgeschrittenen Wissenschaft wissen wir heute, daß es keine Geister mehr giebt. Das sind Halluzinationen.“

„Ganz egal, wie Sie's nennen.“ sagte der junge Mann beim Ramin. „Wenn Ihnen ein Stoa erscheint, das ebenso wirklich aussieht wie Sie und ich, und dessen Anblick Ihr Blut vor Entsetzen erstarren macht, dann mögen Sie es Geist oder Halluzination oder wie Sie wollen nennen, auf den Namen kommt's dann nicht an. Ich könnte Ihnen eine ganz andere Geschichte erzählen als die, die Sie dorthin gehört haben, aber ich thue es nicht, da Sie ja nicht an Geister glauben.“

Einige beizellen sich sofort zu sagen, daß wir alle an Geister glauben, und ihn zu bitten und zu drängen, die Geschichte zu erzählen. Er ließ sich nicht lange bitten und begann.

„Meine Herren, bevor ich mit der Geschichte anfangen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß jedes Wort, das ich Ihnen sagen werde, wahr und meine Geschichte keine freie Erfindung, sondern Thatsache ist.“

Hat vielleicht jemand von Ihnen Herbert Hatteras gekannt? Er hat jahrelang diese Strede bereist. Nein? Nun, das thut nichts. Er soll ein guter Junge mit blendend weißen Zähnen und einem schwarzen Schnurrbart gewesen sein. Ich selbst habe ihn nicht gekannt, es war vor meiner Zeit. Was ich Ihnen jetzt erzählen werde, ereignete sich in einem Hotel. Ich will den Namen nicht nennen; solche Geschichten sprechen sich herum, und es ist sonst ein gutes, anständiges Haus, etwas altmodisch, wie zum Beispiel dieses hier. Ich bin seither dort schon oft abgeblieben, hab' aber nie wieder jenes Zimmer genommen; vielleicht haben sie es nach jenem Ereignis auch verschlossen.

Nun, die Sache begann so. Eines Sonntags traf ich einen alten Schulcollegen Namens Led Jones. Wir beschlossen, bei Marlow bei einer Tasse Thee alte Erinnerungen aufzufrischen, und waren bald im lebhaftesten Gespräch. Ich fragte nach dem und jenem und schließlich auch nach seinem Bruder Tom. Led erlebte und die Tasse entfiel fast seiner zitternden Hand.

„Wie, du weicht nicht, du hast nichts gehört?“ stotterte er.

„Nein, was denn?“ fragte ich.

„Es war entsetzlich.“ begann er. „Man hat um mich telegraphirt, und ich habe ihn selbst gesehen. Ob er es selbst gesehen hatte oder nicht, konnte nie festgestellt werden, aber man fand

ihn mit durchschnittenem Hals am Boden liegend.“

Led sagte mir, daß weder für einen Mord noch für einen Selbstmord der geringste Grund vorlag. Auf meine Frage, wo es geschehen sei, nannte Led mir den Namen des Hotels, den ich verschweigen will. Wir sprachen dann lange über den armen Tom, und schließlich fragte ich ihn, wie das Zimmer ausgesehen habe, in dem das schreckliche Unglück geschehen sei. Er sagte, es sei nichts Auffälliges in dem Zimmer gewesen, außer, daß es ein großes Himmelbett mit rothen Vorhängen in einem Kofen barg. Ferner enthielt es einen großen Mahagoni-Nistkasten mit einer Spiegelthür, und über der Kommode hing ein Delbrud, „Belfagars Festmahl“, darstellend.

„Wollten Sie etwas sagen?“ Der Erzähler hatte sich an den beiden Herrn gewendet, der nach Luft schnappte, wie ein Karpfen, ihm aber ein Zeichen machte, fortzufahren.

„Nun.“ erzählte er weiter, „wir sprachen von anderen Dingen, trennten uns dann, und ich dachte nicht mehr daran, bis ich in Geschäften nach — aber ich will die Stadt lieber nicht nennen. Ich entdeckte, daß meine Firma mir gerade jenes Hotel vorgeschrieben hatte, in dem der arme Tom seinen gewaltsamen Tod erlitten hatte. Ich mußte dort wohnen, weil meine Briefe dorthin adressirt wurden, und jedenfalls wäre ich auch aus Neugierde hingegangen. Damals glaubte ich noch nicht an Geister, ich war Skeptiker wie Sie.“

Er nidte dem dicken Reisenden freundlich zu.

„Das Haus war voll besetzt, und am Abend verammelten wir uns im Rauchzimmer so wie wir heute. Und das Gespräch kam auf Geister, so wie heute. Mir gegenüber saß ein erfahrener alter Reisender, der sagte: „Ich glaube nicht an Geister, aber ich möchte doch hier nicht auf No. 17 schlafen.“ Natürlich bedrängten wir ihn mit Fragen, und schließlich sagte er: „Weil es das Zimmer ist, in dem die Kerle sich den Hals durchschnitten.“

Bert Hatteras war der erste, man fand ihn in der Frühe in seinem Blute am Boden liegen. Und seither hat man jeden, der dort schlief, am nächsten Morgen mit durchschnittenem Hals gefunden.“

„Ich fragte, wie viel es gewesen seien. Nur zwei, außer Bert Hatteras, dann haben sie das Zimmer verschlossen.“

„Wirklich?“ fragte ich, „nun dann haben sie es wieder geöffnet, denn No. 17 ist gerade heute mein Zimmer.“

„Aber Sie werden doch nicht darrinnen schlafen?“ fragte mich einer der Herren ängstlich. Wahrscheinlich hat sich der Hotelier aus Raummangel entschlossen, das Zimmer wieder zu öffnen. Das ist eine sehr mysteriöse Geschichte, und was mir daran besonders auffällt, ist, daß alle, die in dem unheimlichen Zimmer ums Leben kamen, Reisende waren. Zuerst Bert Hatteras, dann Tom Jones und schließlich Donald Overshaw.“

Je länger wir über die Sache sprachen, umso ungemüthlicher wurde es mir. Ich hatte vorher mein Zimmer nur füglich gesehen, doch war es mir jetzt klar, daß die Einrichtung nicht mehr dieselbe war, die Led Jones mir beschrieben hatte. Ich verließ unauffällig das Zimmer und ging zu dem kleinen Bureau, in dem ganz wie in diesem Hotel hier die Buchhalterin hinter einem Schalter saß.

„Bitte, Fräulein, könnte ich nicht ein anderes Zimmer statt No. 17 haben?“

„Nein, wir haben sonst gar nichts frei.“

Mein Blick fiel auf das Schlüsselbrett, auf dem ein einziger Schlüssel hing. Ich wies auf ihn.

„O.“ sagte sie, „das ist No. 16.“

„Ist es frei, und ist es ein gutes Zimmer?“ fragte ich. „Ja.“ sagte sie zögernd, „es ist neben Ihrem Zimmer und in derselben Preislage.“

„Dann nehme ich No. 16, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Sprach's und Lehrte befriedigt ins Rauchzimmer zurück.

Als ich mich in mein Zimmer zurückgezogen hatte, versperrte ich die Thür, und obwohl ich nicht an Geister glaube, wäre es mir lieber gewesen, wenn zwischen Nummer sieben und meinem Zimmer keine Verbindungstüre gewesen wäre, trotzdem der Schlüssel in meinem Zimmer lag. Ich hatte nur eine schlecht brennende Kerze angezündet und begann mich rasch zu entkleiden. Da plötzlich entdeckte ich, daß die ehemalige Einrichtung aus Nummer sieben jetzt in meinem Zimmer war. Nichts fehlte. Das riesige Himmelbett mit den rothen Vorhängen, der große Mahagoni-Nistkasten, sogar der Delbrud war da.“

Der Erzähler hielt inne und stopfte gelassen seine kurze Pfeife.

„Weiter, weiter!“ riefen einige.

„Was ich Ihnen bis nun erzählt habe.“ fuhr der behende kleine Mann fort, „wurde ich selbst nur aus Ueberlieferung. Was ich Ihnen aber jetzt erzählen werde, das habe ich selbst in jenem Zimmer erlebt. Ich legte mich nicht gleich ins Bett, sondern zündete meine Pfeife an und las in meinem Blut vom ersten bis zum letzten Buchstaben. Schließlich ging ich doch zu Bett, tief

aber die Kerze brennen und schlief bald so fest wie ein Murmelthier. Ein leises Klopfen an der Thür weckte mich. In meinem ganzen Leben war ich nicht so erschrocken.

„Wer ist da?“ stotterte ich. Die Kerze war ausgebrannt, es war stobdunkel und ich zitterte wie Espenlaub. Ich hörte ein Schlürfen hinter der Thür, doch keine Antwort kam. Ich räusperte mich, nahm meine ganze Kraft zusammen und fragte nochmals, diesmal sehr laut: „Wer ist's?“

„Ich bin's, Herr! Ich bring' das warme Wasser; es ist sechs Uhr, Herr!“

Es war das Stubenmädchen. Ein Seufzer der Erleichterung ging durch unsern Kreis.

„Na, ich halte nicht viel von Ihrer Geschichte.“ sagte der Dicke verächtlich. „Sie haben sie noch nicht zu Ende gehört.“ entgegnete der Erzähler trocken.

„Es war ein Wintermorgen und pechschwarz. Mein Zug ging um Sieben. Ich stand auf und begann mich anzutheilen und zündete die zwei frischen Kerzen am Toiletentisch an, um mich zu rasiren. Als ich die Thür öffnete, um das warme Wasser zu holen, war keines da. Ich begann mich also mit kaltem Wasser zu rasiren. Die Wangen waren schon glatt, und ich hatte eben das Messer unterm Kinn angelegt, als sich plötzlich etwas im Spiegel bewegte, spiegelte sich im Glas wieder. Die Glasthür des Kastens hatte sich geöffnet und durch doppeltes Reflexiren konnte ich mein Bett sehen. Auf dem Bettrand saß ein Mann in Hemd und Beinkleidern — ein Mann mit schwarzen Haaren und schwarzem Bart und mit einem so angst- und verzweiflungs-vollem Gesichtsausdruck, wie ich ihn nie vorher gesehen hatte. Ich stand wie gelähmt und beobachtete ihn im Spiegel. Nüchlich lachte er. Es war ein scheußliches, fiesles Lachen und legte alle seine Zähne bloß. Im nächsten Augenblick hatte er sich den Hals quer durchschnitten, vor meinen entsetzten Augen. Haben Sie jemals gesehen, wie ein Mann sich selbst den Hals durchschneidet?“

Der Erzähler hatte die Pfeife beiseite gelegt und legte seine Hand auf die Augen, dann fuhr er fort: „Sobald ich die Kraft hatte, drehte ich mich um. Niemand war im Zimmer. Das Bett war so weich wie zuvor. Nun, das war alles.“ sagte er plötzlich, „außer, daß ich dann verstand, wie die anderen ums Leben gekommen sind. Sie hatten beide diesen gräßlichen Geist des Bert Hatteras gesehen. Bei dem furchtbaren Schreck ist ihre Hand ausgeglitten und ihr Hals war durchschnitten, bevor sie zur Bewußtsein kamen. O, nebenbei gesagt, als ich auf die Uhr schaute, war es zwei Uhr Nachts und das Stubenmädchen war gar nicht da gewesen. Das muß mir geträumt haben, aber das andere hat mir nicht geträumt, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. O, und noch etwas. Es war dasselbe Zimmer. Sie hatten nicht die Einrichtung, sondern nur die Nummern ausgetauscht. Es war dasselbe Zimmer.“

Der Dicke war aufgestanden. „Es ist mein Zimmer, von dem Sie sprachen. Ich habe heute hier Nummer 16 und die Einrichtung ist genau so, wie Sie sie beschrieben haben.“

„Wirklich?“ fragte der Erzähler unruhig. „Das thut mir leid. Aber jetzt ist die Geschichte draußen, da ist nichts mehr zu machen. Ja, es war dieses Haus, in dem geschah, wahrscheinlich haben sie das Zimmer wieder geöffnet. Aber Sie glauben ja nicht an Geister, Sie werden sich in dem Zimmer ganz wohl fühlen.“

„Ach ja.“ sagte der Dicke und verließ das Zimmer.

„Passen Sie auf, er ist sein Zimmer austauschen gegangen, und mich number's nicht.“ sagte der Mann mit dem Schatzgeschicht.

Der Dicke kam wieder und nahm seinen alten Platz ein.

„Ich denke, etwas Trinktbares thäte uns gut.“ meinte er, nach der Klingel greifend.

„Wenn die Herren gestatten, will ich Ihnen einen Punsch brauen, das ist meine Spezialität.“ sagte unser kleiner Geschichtenzerzähler, sich erhebend.

„Ich gehe jetzt zur Bar, um mir die notwendigen Ingredienzien zu holen.“ Raum hatte er das Zimmer verlassen, so schwirrten unsere Stimmen durcheinander wie in einem Bienenschwarm. Als unser kleiner Freund wieder kam, überschütteten wir ihn mit Fragen.

„Bitte nicht alle auf einmal, ich kann ja nichts verstehen.“ sagte er freundlich.

„Wir wollen wissen.“ sagte ich, „wie es kam, daß, wenn alle, die den Geist saßen, sich aus Schreden den Hals durchschnitten, wieso Sie denn nicht auch sich tödteten?“

„Zweifellos.“ sagte er ernst, „wäre ich heute nicht in der Lage gewesen, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, sondern wäre auch in meinem Blut gelegen, aber — ich rasire mich immer mit meinem eigenen Apparat. Ich

reife nämlich in diesem Artikel und kann ihn den Herren bestens empfehlen.“

„Aber — aber.“ sagte der Dicke, sobald er sich in dem Aufruhr, der dieser Enthüllung folgte, verständlich machen konnte, „ich habe mein Zimmer ausgetauscht.“

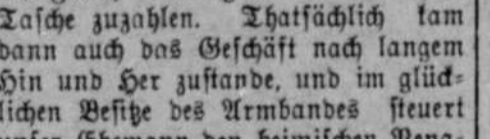
„Ja.“ sagte der kleine Reisende und mischte ruhig den Punsch, „ich habe soeben meine Sachen hineingeschafft lassen. Es ist das beste und ruhigste Zimmer im ganzen Hause. Ich finde es immer der Mühe werth, mich ein wenig anzustrengen, um es mir zu sichern, wenn es schon besetzt ist.“

Bekehrte Frauent.

Im Schaufenster eines Juweliers im Centrum Berlins lag jüngst ein juwelengeschmücktes Armband aus, das es der jungen Frau eines Geschäftsmannes angethat hatte. Ohne Wissen ihres Gatten hatte sie eines Tages durch Nachfrage festgestelt, daß das schöne Schmuckstück um 600 Mark feil war; sie mußte aber, daß ihr Mann einen solchen Beitrag für Juwelen niemals anlegen würde und kam daher auf folgende Idee: Sie bestimmte den Goldwaarenhändler, ihrem Manne, sobald er sich nächster Tage nach dem Preise des Armbandes erkundigen würde, nur 300 Mark abzufordern. Sundert Mark würde er außerdem wohl abhandeln. Die Differenz von 400 Mark werde jedoch sie, die Frau, dem Juwelier aus ihrer Tasche bezahlen. Thatsächlich kam dann auch das Geschäft nach langem Hin und Her zustande, und im glücklichen Besitze des Armbandes steuert unter Ehemann den heimlichen Penaten zu. Der Zufall aber führt ihn auf der Straße mit mehreren Bekannten zusammen. Man lehrte im „Präläten“ ein und nahm einige Schoppen. Dabei kam das Gespräch auch auf den Armbandaus. Der Schmuck erregte das Entzücken eines der Freunde, der es schließlich für 300 Mark — also 100 Mark mehr als in Wirklichkeit gezahlt — erkaufte. Unser Geschäftsmann war natürlich hocherfreut ob des Profits und erzählte seiner Frau sofort beim Nachhausekommen von seinem Glück, ohne aber bei derselben ein Verständniß dafür zu finden. Vielmehr war sie ganz aus dem Häuschen über die Geschichte, die sie so fein eingefädelt zu haben glaubte. Kein Armband und noch 400 Mark draufzahlen — es war doch geradezu, um aus der Haut zu fahren. Die Verusche des Mannes, das Armband von dem Bekannten zurückzuerlangen, waren natürlich vergeblich.

Aus Nahrungsforgen in den Tod.

Eine Familien-Tragödie hat sich, wie bereits gemeldet, im Schloß Nidlingen (Hannover) ereignet. Der seit vier Jahren dort wohnende Kunstmalter Paul Huber hat seine Frau, sein dreijähriges Kind und dann sich selbst erschossen. Der Grund ist in finanziellen Schwierigkeiten zu suchen, womit die Familie seit längerer Zeit zu kämpfen hatte. Huber ist der Sohn des Professors Huber in Posen und hat als Kunstmalter noch nichts Ersprießliches geschaffen. Vor vier Jahren kam er nach Nidlingen, wo er mit seiner Frau das ihm gehörige Schloß bezog, das früher einem Prinzen Wald gehörte. Huber hatte häufig Verusche, in Hannover Aufträge zu bekommen, die er aber nicht erhielt. Da die Noth immer größer wurde, verkaufte Huber das Haus an einen Fabrikanten in Hannover. Von dem Rest des Kaufgeldes nach Abzahlung der Hypothek lebte die Familie bis jetzt. Dabei ging der Gerichtsoffizier schon vorher bei h. aus und ein. Huber hat scheinbar seine 30 Jahre alte Frau ohne deren Einwilligung erschossen, wie aus den näheren Umständen hervorgeht. Frau Huber, die im Begriffe war, sich zur Ruhe zu begeben, scheint vor dem Spiegel gestanden zu haben, um sich das Haar zu lösen, als sie von ihrem Mann festgehalten und durch einen Schuß in die Schläfe getödtet wurde. Dann hat er sein dreijähriges Söhnchen im Bett erschossen und hierauf sich selbst durch einen Schuß in die Schläfe getödtet.



— Freie, halbe ihn verstanden? Wat hat er denn gesagt? —

— Schie, Vater, det kommt, weil wir teen Veriton von die Handelsprache mitge-nommt haben!

Wohhaft.

A.: „Wie geht es Dir, lieber Freund?“

B.: „Nicht gut! Habe Kopfschmerzen und weiß nicht wovon.“

A.: „Doch nicht etwa aus gleicher Ursache, wie jüngst Deine Zahnschmerzen?“

B.: „Welche Ursache meinst Du?“

A.: „Dein Zahn schmerzte, weil er hoch war.“

Frauenrede

Heimweh.

Worin ich lebe bei Tag und Nacht, Was meine Kindheit so sanft gemacht, Wo meines Herzens Wurzel ruht, Wo mir scheint alles herrlich und gut: Heimath, Vater und Mutter!

Wohl dem, dem Gott dieses Kleinod lieh, Eltern und Heimath! — dies Paradies, Sonnenschein, Liebe, ein warmes Nest, Vater- und Mutterhand, stark, treu und fest: Dafür dank' Gott auf den Anien.

Sollte ich tauschen? — Ich thäte es nie. Heimath des Herzens ist einmal nur die, Wo deine Liebe geurzelt steht, Wo's beinah heilig den Namen umweht: Vater, Mutter und Heimath.

Schön ist die weite, die große Welt. Drüber strahlt leuchtend das Himmelszelt, Aber kein Stern dir funkelt so schön, Als den du als Kind in der Heimath gesehen: Stern der geliebten Heimath.

Drum breite die Arme weit, weit aus, Auf Schwingen der Liebe flieg' heim — nach Haus: Zu Vater, Mutter und Heimath!

Frauenaufgaben.

In einem Kreise junger Frauen hörte ich von einer die Behauptung, daß sie sich die Zuneigung ihres Mannes erhalte oder vielmehr immer von neuem erobre, indem sie alle drei Wochen ihr Haar zu einer neuen Frisur ordne. Manche lächelte darüber und gab zu bedenken, wie läglich es doch um eine Liebe bestellt sein müsse, die eines solchen Reizmittels bedürfe. Andererseits, — seuchten sich nicht die Augen mit Thränen, wenn man bedenkt, daß die Liebe des Mannes sich schon an einer neuen Haartracht, die allerdings dem Wunsch entsprach, ihm zu gefallen, zu erwärmen vermöchte?

Es wurde heimlich viel gelacht und viel gespottet über die naive junge Frau; und dennoch enthält auch ihre Auffassung ein Körnchen Wahrheit. Ist es nicht etwa natürlich und verständlich, daß ein ästhetisch empfindender Mann mit Wohlgefallen auf ein hübsches oder auch ein von Frohsinn und Herzensgüte verklärtes Gesicht, auf eine anmuthige, geschmackvoll gekleidete Gestalt schaut? Darum schmückt sich auch die Braut, wenn sie den Verlobten erwartet, mit schönen Gewändern und begrüßt sein Kommen mit strahlendem Blick und freudlichem Lächeln. — Aber wo bleiben nachher in der Ehe diese beglückenden Zeichen der Liebe? Wenn Jubel und Trubel des Hochzeitsfestes verraucht sind, wenn der schimmernde Glanz der Fritierwoche sachte, sachte verblaßt und verblichene ist, dann kommt der graue, grämliche Alltag herangefschoben; und wenn die junge Frau nicht sehr scharfe Augen und ein hellhörendes Herz hat, so merkt sie garnicht, daß in ihrer Stube der langweilige, trübäugige Gast sitzt und sich breiter und breiter macht. Sie merkt nicht, wie unter seinem Athem all das Rosige und Goldige der jungen Ehe vergaht und verkauft. So wütht die Nacht mit schwarzem Finger die rothgoldene Farbenpracht vom Himmel, wenn die Sonne scheitelt. Das schimmernde Farbenpiel war doch aber kein Abendglüh — es war doch liches Morgenroth, das einen neuen frohen Sonntag, einen Tag fröhlichen Schaffens und geistlicher Arbeit ankünden wollte. Und daß der Tag ein froher, sonniger Tag werde, das ist Sorge der Frau.

„Ach, die arme Frau, — wofür soll sie alles Sorge tragen! Sie muß Kinder pflegen und erziehen, muß für nahrhaftes und schmackhaftes Essen und für saubere, ordentliche Kleidung und Wohnung aufkommen. Sieben Dienstboten zu ihrer Verfügung, so gibt es mitunter Aergers und Verdruß; hat sie keine dienbaren Geister, so ruht die Arbeitslast allein auf ihrer Schulter. „Frauenarbeit behende, hat nimmer ein Ende.“ Und in dem ermüdeten Hin und Her vergräht und versäumt sie gar oft, daß allein in ihre Hände die Sorge für die heilige Herdflamme gelegt ist, für die Flamme, die Licht und Wärme, Glanz und Behagen um sich verbreitet. Sie macht das engste Stübchen weit und hell, sie verguldet den dürftigsten Hausrath, macht die einfachsten Speisen schmackhaft und verschönt das reizloseste Gesicht.

Damit die Flamme glühe, braucht es ein Herz voll Liebe, voll Lust an der Arbeit, voll Lachen; und viele Frauen haben unter den Sorgen und Lasten des Alltags das Lachen verlernt. Sie lachen wohl noch in Gesellschaft über gute und schlechte Witze. Aber daheim schleichen sie mürrisch und übelgelaunt herum, oder sie fahren durch das Haus wie eine Gemitterwolke mit Donner und Blitz.

So liebe, gute, tüchtige, fleißige, ordentliche Hausfrauen gibt es; sie legen und scheuern und putzen. Aber in all der harten, mühevollen Arbeit wird ihr Antlitz trübe und grau. Die Fensterscheiben ihrer Wohnung blinken vor Sauberkeit. Doch ihre eigenen Augen werden glanzlos; und wenn der Mann von angestrengter Berufsarbeit müde, abgepannt, erholungsbedürftig heimkommt, so findet er eine abgebehte, nervös-reizbare Frau, die noch nicht Zeit gehabt hat, ihren bestaubten Morgentod gegen einen frischen Anzug zu vertauschen und ihre flüchtig aufgesteckten, zersausten Haare gefällig zu ordnen. Das Reinmachen in hohen Ehren, und alle Achtung vor der Arbeitsleistung solcher Frau! Aber ob nicht der Mann mehr Freude und Behagen empfinden würde, wenn die Wohnung weniger gründlich aufgeräumt wäre und ihm dafür sein Ehegespons entgegenkäme im netten Kleid mit einer Blume oder Schleife, mit zierlich geordnetem Haar und vor allem mit einem sonnigen Lächeln in den Augen und einem frohen Willkommensgruß?

Lacht uns auch den Mann verschonen mit all dem unaussprechlichen Kleinram des Aergers mit Kindern, Dienstboten, Nachbarn, Vieseranten. Je weniger wir selbst davon sprechen, um so schneller ist unser eigener Unwille darüber verfliegen. Anna hat beim Abstauben eine kostbare Vase zerbrochen? Nun wir wünschen uns zum Geburtstag eine neue. Sie hat unhöfliche Antworten gegeben? Versuche, dich mehr in Respekt zu setzen. Der Schlächer hat das Fleisch zu spät geschickt? So baude Eiertuchen oder Kartoffelpuffer und mache bei Tisch kein sonnigtes Gesicht. Dann wird es allen herrlich munden, und sie werden dir dankbarer sein, als wenn sie harten Braten und eine saure Miene vorgesetzt bekommen. Hat die Schmeckerin die Bluse verpfuscht? Ja, was soll und kann dein armer Mann dir dabei helfen? Jammern und klagen, schimpfen und schelten dienen zu nichts und treiben nur Frieden und Behagen aus dem Hause. Denken wir daran, daß das Heim für den Mann eine Stätte der Ruhe, der Erholung, des Glückes sein soll; behelligen wir ihn nur mit den Dingen, die seinen Rath, sein Urtheil, seine Genehmigung oder sein persönliches Eingreifen unbedingt erfordern, und halten wir all die kleinlichen Aufregungen des täglichen Lebens von ihm fern. Er trägt oft schwer genug an Berufs- oder gar Soran ums tägliche Brod. Den größten Nutzen haben wir Frauen davon selbst: fröhlich und friedlich sein, hält die Nerven fern, macht uns lange jung und frisch; und mit Liebe und Treue wird's der Mann uns danken, wenn wir ihm ein Heim nach seinem Herzen schaffen.

Wesentliches Küchenmittel.

Sonntag. Kartoffelsuppe.

Schweinefleisch und Zeltower Rüben. Mustabirnknödel.

Montag. Profusuppe mit Sahne.

Gefüllte Kohlrabi und Reis.

Dienstag. Bohnenuppe.

Wurft in der Form mit Pilzen.

Mittwoch. Gemüsesuppe aus Restern.

Rehpfeffer mit Kastanien.

Donnerstag. Griessuppe.

Englische Weisknäckchen mit Sauertraut.

Freitag. Milchreis mit Pflaumen.

Gebadene Fische mit brauner Butter.

Sonnabend. Erbsensuppe.

Schintenfritandellen mit Schmorartoffeln.

Erprobte Rezepte.

Mustabirnknödel. Man schält die feinen Birnen, schneidet sie in Scheibchen und streut Zucker darüber; dann rührt man einen dicken Eierkuchenteig ohne Schnee, macht davon kleine Eiertuchen, die man auf einer Feine bäckt und mit den Birnenscheiben belegt, dann zerollt, in Ei und Summel umdreht und rasch in der Butter brät.

Gefüllter Kohlrabi. Die Knollen recht zarter Winterkohlrabi schält man, schneidet am Krautende ein Deckschen ab, an dem etwas feines Grünes stehen bleibt, höhlt die Knollen aus und hadt das Herausgenommene fein, mischt es mit 1/4 Pfd. geschabtem Schweinefleisch, würzt es mit Salz, Pfeffer, Mustab und Zwiebel, rührt ein Dotter dazu, streicht die Farce in die Kohlrabi, legt sie nebeneinander stehend in eine Kasserolle, in der man Butter zerlassen hat, gießt etwas Bouillon dazu und dünst die Kohlrabi darin weich. Ein schmackhafter Wasserreis, gut mit Butter durchgerührt, wird gar gemacht und in einen Ring gethan, ausgekühlt, die fertigen Kohlrabi in die Mitte gethan und der Fond der Kohlrabi mit etwas Sahne losgelocht und als Beigut darüber gegeben.